

Verbundkatalog Kalliope

**In: Die neue Weltbühne. Jg. XXXIII, Nr. 23, 3.6.1937, S.
723-727**

Krankheit und Gesundheit.

Mann, Klaus

1937-06-03

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

angeblich zugunsten des Mittelstandes geführt. Als die jüdischen Inhaber beseitigt waren, hörte er mit einem Schlag auf.

In der Konfektion hatten die Juden eine dominierende Stellung. Darauf gründete man die ADEFA, deren Mitglieder nur Arier sein durften, um die jüdischen Konfektionäre zu verdrängen. Der Fall Barasch in Magdeburg ist ein Beispiel für die Methode, wie man das versuchte. Den jüdischen Provinzreisenden und Handelsvertretern wird zum grössten Teil die Genehmigung zur Berufsausübung verweigert. Die Seidenweberei Wefers & Co. in Lobberich, die für ihren jüdischen Vertreter eintrat, wurde im »Schwarzen Korps« denunziert. Die Bedarfsdeckungsscheine, die bei Eheschliessungen in grosser Zahl ausgegeben werden, sind in Geschäften mit jüdischen Inhabern nicht einlösbar. Staatsaufträge? Nicht für Juden. In den IG-Farben-Betrieben dürfen Juden nicht mehr mit leitenden administrativen Stellungen betraut werden. Auch aus den Banken werden die Juden verdrängt. Sie dürfen kein Grundstück erwerben, es wird ihnen keine Hypothek mehr gegeben oder verlängert. Kreditentziehung ist auch sonst üblich, um Juden gefügig zu machen. Juden dürfen nicht mehr mit Strümpfen und anderen Textilien auf den Märkten handeln. Jüdische Hebammen, jüdische Kranken- und Heilgehilfen dürfen nur noch Juden behandeln.

Die leipziger Pelzhändler, die früher den Weltmarkt beherrschten, haben die Konsequenzen gezogen und sind nach London ausgewandert. Die Umsatzziffer des deutschen Rohpelzaussenhandels ist von 367 Millionen Mark des Jahres 1929 auf 56 Millionen 1935 gesunken, 1936 trat ein weiterer Rückgang ein. Das londoner Pelzgeschäft ist stark gestiegen; es war früher passiv und ist jetzt aktiv.

Also auswandern! Versuchen die Juden das auf normale Weise, so können sie von ihrem Vermögen nicht viel retten. In der erwähnten Broschüre wird mitgeteilt, dass ein Grosskapitalist sein Vermögen von 1.930.000 Mark nach Veräusserung aller Objekte mit 990.900 Mark einsetzen konnte. Hiervon gingen aber 25 Prozent Reichsfluchtsteuer auf die erstgenannte Summe (482.500 Mark) ab, sodass er sogenannte Auswanderersperrmark in Höhe von 507.500 Mark ausführen konnte. Auswanderersperrmark wird mit 75 Prozent Disagio gehandelt. Er erhielt also 72.500 Goldmark — fünf Prozent seines Vermögens. Ein kleiner Kapitalist kann etwa 18 Prozent und ein Minderbemittelter 22 Prozent seines Vermögens retten.

„Die unheimliche Konsequenz“, sagt der Jüdische Weltkongress, „mit der der deutsche Nationalsozialismus auf allen Gebieten des menschlichen Lebens seine krankhaften Wahnideen in die Wirklichkeit überführt, lässt — und das ist vielleicht das einzig Erfreuliche an dieser grossen menschlichen Tragödie — keinen schwächlichen Kompromiss zwischen jüdischem Geschäftsgeist und jüdischer Pflicht zur Abwehr des gegen alle Juden gerichteten Ausrottungskampfes der nationalsozialistischen Hassprediger zu.“

Krankheit und Gesundheit

von Klaus Mann

Karel Čapek (heute wohl unter den tschechischen Schriftstellern der repräsentative, dessen Figur und Werk die breiteste und stärkste Wirkung haben) hat sich schöpferisch mit dem Phänomen der öffentlichen Erkrankung, Vergiftung, Infektion — und mit ihrem positiven Gegensatz, der Gesundheit, auseinandergesetzt. Er hat das schnell berühmt gewordene Schauspiel »Die weisse Krankheit« geschrieben,

in dem wir das Übel der militant-nationalistisch-hochkapitalistischen Diktatur als Pest und mörderisch grassierende Seuche symbolisiert finden; und er ist Autor des Buches »Masaryk erzählt sein Leben«, in dem Biographie und Philosophie eines grossen Gesunden, eines vorbildlich Rechtschaffenen, eines exemplarisch Wohlgeratenen mit Liebe und mit Ehrfurcht dargestellt sind.

Der Schriftsteller Čapek hat die kluge und souveräne Bescheidenheit, selber in den Hintergrund zu treten: er lässt den alten Präsidenten, den Staatsgründer selber reden; lässt ihn ausbreiten vor uns den Reichtum seiner Erinnerungen und in einem langen Leben erfahrenen Weisheiten. Mit der sicheren Hand des begabten Erzählers beschwört er, gleich im Vorwort (»Wie entstanden die Gespräche?«), die Landschaft, die zu diesen Gesprächen den Hintergrund bildet; die besondere Atmosphäre, die zu ihnen gehört. — Man ist in Topolčianky, auf dem Lande; ein Sommer geht milde zu Ende, ein schöner Herbst kommt herauf. Das ist die Stunde, um zurückzuschauen, sich zu besinnen. Der Präsident ist noch tätig, noch im Amt. Aber ein so grosses Mass getaner Arbeit, ein so langes Stück gegangenen Weges liegen doch schon hinter ihm, dass er es sich wohl gestatten darf, an diesen leuchtenden September-Vormittagen eine Weile stillzusitzen; zu bedenken, wie alles gewesen ist, und zu erzählen. Der Schriftsteller lauscht. Es ist nicht so, dass er die Worte „mitstenographiert“ und sie, so wie sie gesprochen wurden, der Öffentlichkeit übergibt, Čapeks Masaryk-Buch ist keine genaue, naturalistische Wiedergabe dessen, „was an vielen vielen Vormittagen gesprochen wurde“. Es ist eine Zusammenfassung, eine Verdichtung, ein Resumé dieser langen Unterhaltungen; es ist recht eigentlich ihr Extrakt. Deshalb „fehlt die Stille darin,“ wie es an einer schönen Stelle des Vorwortes heisst, „das Schweigen, aus dem die Worte sich gebaren und das langsame Gespräch sich zusammenspann. Das Schweigen war immer da, legte sich zwischen die Worte, schloss die Sätze; kein lastendes Schweigen, bei dem nichts zu sagen ist, sondern ein nachdenkliches Schweigen, das Schweigen eines Menschen, der sinnt, der eher an die Dinge denkt als von ihnen redet.“ — Nun, mir scheint, dass etwas von solchem guten Schweigen doch haften geblieben ist zwischen den Zeilen dieses bedeutenden Buches. Etwas von der gesegneten Stimmung in Topolčianky, da der Ahorn sich schon „feurig verfärbte“, ist fühlbar und wirksam auf seinen Seiten. Es ist die Stimmung dessen, der auf sein Leben schauen darf und sagen: Siehe, es war gut. Am Ende ist man nicht müde und nicht resigniert; vielmehr heisst es: „Ich habe lange genug gelebt, um sagen zu können: Ich vertraue auf die Zukunft, auf die Entwicklung und den Fortschritt. Ich möchte sehen, wie das Leben in hundert Jahren ausschauen wird.“ Lust und Neugier auf weitere hundert Jahre: dazu reicht noch die Kraft, nachdem man acht Jahrzehnte hinter sich hat. Und was für Jahrzehnte! Was haben sie nicht alles gebracht!

Ein ernstes, erfülltes Leben; der Schriftsteller Čapek zeigt uns die geistigen Gesetze, denen es folgte, seine ruhige, stetige Vorwärtsbewegung, sein gesundes, kraftvolles Wachstum, schliesslich einen Aufstieg, seine fürstliche Krönung, sein feierliches Münden in den grossen, ganz echten, ganz volkstümlichen Ruhm.

Einen breiteren Raum als die Darstellung der äusseren Ereignisse nehmen in den »Gesprächen« die Betrachtungen ein und die Berichte über Erfahrungen und reiche Abenteuer des Geistes. Besonders liebe ich jene Kapitel, die von den Bildungserlebnissen des jungen Menschen und von seiner Lektüre handeln. Sie stimmen mich wehmütig, weil sie mich an den »grand old man« des Deutschen Reiches, an den General von Hindenburg denken lassen. Die Deutschen

neigen der fatalen Ansicht zu, der „Mann der Tat“ müsse geistfremd sein. Das Leben des Präsidenten Masaryk ist doch wohl reicher an wirklichen, guten und fruchtbaren Taten als die öde Biographie des „Sieggers von Tannenberg“. Zu den Taten, den produktiven Leistungen kam Masaryk gerade dank jenen Überzeugungen, Erkenntnissen und Idealen, die seine intellektuelle Arbeit, die unermüdliche Beschäftigung mit den vornehmsten geistigen Überlieferungen mit sich brachte.

Seine geistige Bildung hat alle die Eigenschaften und Züge, die sein Leben und den Charakter, der durch dieses Leben geformt ist, auszeichnen und bestimmen: Solidität, feste Basis, langsames Wachstum — kurz: jene Gesundheit, jene intellektuelle Rechtschaffenheit, die jedem Wort, das der denkerische Staatsmann spricht, jeder Handlung, mit der der aktivistische Philosoph das Gesicht der Welt um ein Grosses oder um ein Kleines verändert, die Gültigkeit, die Legitimität, das Gewicht geben. Alles Einseitige, Extreme, Übertriebene ist ausgeschlossen. Erstaunlich, zum Beispiel, ist es, bis zu welchem Grade der Mann, dem das Tschechenvolk seine Existenz als selbständige Nation vor allem verdankt, auf jeden Nationalismus verzichtet. Das zeigt sich etwa, fast bis zum Erstaunlichen, in den Bemerkungen über tschechische Literatur. Den höchst gescheiten und komplexen Betrachtungen über die deutschen, französischen und russischen Klassiker folgen Hinweise auf das tschechische Schrifttum. Man stösst auf den allzu selbstkritischen Satz: „Ich möchte sagen, dass ich in der fremden Literatur mehr Ideen, grössere Schönheit und vollendetere Formen finde; unsere Dichter belehren mich über unsere nationalen Mängel und Schwächen.“ — Und, an einer anderen Stelle: „Mich hindert immer eine gewisse Scham, Worte wie ‚Vaterland‘ oder ‚Volk‘ auszusprechen.“ Und wieder muss ich, schamvoll meinerseits, an berühmte Deutsche denken, die weniger für ihre Nation getan haben als Masaryk für die seine, und die mit den hohen Begriffen des „Volkes“ und des „Vaterlandes“ täglich um sich werfen, bis sie abgenutzt, entwertet, missbraucht sind und einem alten Plunder zu gleichen beginnen. Der wirkliche Staatengründer, der legitime „pater patriae“ ist sparsam mit ihnen; er ist überhaupt sparsam mit den grossen, kostbaren Worten — auch mit dem, das ihm als das wertvollste, vornehmste, zukunftsträchtigste gilt, mit dem Wort „Demokratie“.

An ihre Sendung glaubt er, und wir sehen ihn davon überzeugt, dass schliesslich sie es sein wird, die siegt. Aber zu ihrem berauschten, kritiklosen Lobredner wird er nie. Er konstatiert massvoll: „Ich bin ein grundsätzlicher, aber kein blinder Anhänger der Demokratie. Ich kenne die Schwächen des Systems, keine schlechte Erfahrung ist mir entgangen, aber — ich bedaure keinen Augenblick, den Entschluss, den ich bei der Rückkehr aus dem Kriege gefasst habe: der Demokratie und der Republik zu dienen.“

Während der acht Jahrzehnte, die nicht nur die grossen Erfolge sondern auch mannigfache Enttäuschungen und Rückschläge brachten, hat er vor allem Eines gelernt: die Geduld. Deshalb darf er heute, angesichts einer Weltlage, die manchen zur Verzweiflung bringt, ruhig und mit einem Lächeln sagen: „Ich denke daran, wozu Napoleon auf St. Helena gelangte; dass in Europa kein anderes Gleichgewicht möglich sein werde als ein Bund der Nationen. Napoleon glaubte, Europa mit Waffengewalt bezwingen zu müssen, aber heute muss Europa überzeugt werden; es gibt keinen Grund, unter den Völkern den Hass zu erhalten ... Nun, ich denke mir: wieviele Napoleons und Napoleönnchen werden noch zur Vernunft kommen müssen? Wechselseitigkeit, Internationalität, Weltoffenheit — wir haben dafür ein inhaltsvolleres

Wort: Humanität. Die Entwicklung zielt auf Welthumanität ab, auf reines Menschentum...

Sätze wie dieser — und die „Gespräche“ sind reich an solchen Kostbarkeiten — bleiben uns als Trost und Lehre von einem Buch, aus dessen Blättern das Gesicht eines Menschen uns freundlich-väterlich anblickt — eines Menschen, der viel gehandelt hat, aber noch mehr gedacht; der unermüdlich gearbeitet hat, an sich und für andere, und dem endlich — letztes Geschenk eines reichen und ernstesten Lebens — jene Ausgeglichenheit, innere Ruhe und Harmonie zu Teil werden, die, wenn denn irgendetwas auf diesem fragwürdigen Planeten solchen Namen verdient, wohl das „Glück“ sind...

*

Von der geistig klaren und gesunden Sphäre des Masaryk-Buches entfernen wir uns weit, wenn wir uns mit Karel Čapeks neuem Drama »Die weisse Krankheit« beschäftigen. Das Stück ist glänzend gemacht, äusserst bühnenwirksam, und es lässt sich voraussagen, dass der Erfolg, den es seit Monaten auf den tschechischen Bühnen hat, ihm in den internationalen Theater-Zentren treu bleiben wird. (In der deutschen Übersetzung wird die Hauptrolle von Ernst Deutsch gespielt werden, der sich die Rechte für alle deutschsprachigen Gebiete gesichert hat.) — Uns interessieren an Čapeks Schauspiel weniger die theatralischen Qualitäten als seine moralisch-politischen Absichten, sein geistiger Inhalt, seine Tendenz. Denn hier handelt es sich in der Tat um das erste wirksame und erfolgreiche antifascistische Bühnenwerk; um eine Art von theatralischem Pendant also zu der epischen Leistung von Sinclair Lewis: »It can't happen here«.

In einem Lande, dessen Namen der Autor verschweigt, herrscht ein Diktator, er wird „der Marschall“ genannt. Noch ehe seine Nation durch den Krieg dezimiert wird, den er vorbereitet, füllen sich in diesem Land die Massengräber: eine Krankheit wütet, eine weisse Pest — sie beginnt mit einem kleinen hellen Fleck, einer unscheinbaren Verhärtung am Kinn oder auf der Brust, und ein stinkender Zerfall, ein Verwesen bei lebendigem Leibe ist das Ende. „So eine Krankheit kann doch nicht von selber kommen!“ rufen die Geschlagenen von ihrem Schmerzenslager. „Gott straft uns. — Aber wofür?“ fragen sie sich geängstigt.

Einer weiss das Heilmittel gegen die Seuche — ein Armenarzt, unscheinbar von Gestalt, aber stark von Charakter, Doktor Galén. Ein prominenter Professor und Krankenhauschef will ihn nicht hochkommen lassen; Doktor Galén praktiziert in der Vorstadt, er behandelt die Armen, ohne von ihnen das Honorar zu verlangen. Wer aber in irgendeiner Beziehung zur Macht, zur Sphäre des „Marschalls“ steht und, infiziert von der weissen Pest, sich hilfesuchend an den Wunder- und Armen-Arzt wendet, von dem fordert Doktor Galén, dass er sich nicht weiter schuldig mache und sich zurückziehe vom schrecklichen Geschäft der Kriegsvorbereitung. Denn Doktor Galén hasst den Krieg und will erreichen, dass es keine Kriege mehr gebe. Jedem, der mit der Rüstung oder Kriegsvorbereitung das Mindeste nur zu schaffen hat, wird das rettende Medikament rigoros verweigert. Den Grossindustriellen und Rüstungsfabrikanten Baron Krug, zum Beispiel, schickt Galén erbarmungslos aus seinem Ordinationszimmer. Eben dieser verlorene Baron Krug ist es, an dem der Diktator selber, der „Marschall“, sich ansteckt. Nun muss er den Doktor Galén zu sich rufen lassen. Auch Diktatoren (oder gerade sie) lieben ihr Leben, und um das seine nur zu erhalten, um Galén zu bestimmen, ihm die rettende Injektion zu applizieren, verzichtet der Diktator auf seinen liebsten Plan, auf den Krieg. „Schade,“ ruft er aus, „es hätte ein so schöner Krieg werden können!“ Aber nun soll die Armee auf-

gelöst werden — die grösste Armee der Erde, für deren Aufbau und Organisation der Marschall zwanzig Jahre lang gearbeitet hat — und die Kriegsgefahr wird verschwinden. Zu spät: der Marschall möchte wohl zurück; aber die Bewegung, die er ins Leben gerufen und gross gemacht, hat ihr eigenes Gesetz, ihre immanente Dynamik, sie ist stärker als der Entschluss ihres Gründers und Führers; der Doktor fällt, auf seinem Gange zum Marschall — dem das Leben zu retten er unterwegs ist — in die Hände des kriegsbegeisterten Mobs, und da Galén ausruft: „Es darf keinen Krieg geben!“ — ist die Antwort des exaltierten Pöbels der wütende Aufschrei: „Lyncht ihn!“ Sie zertrampeln ihn und dann auch noch das Fläschchen mit der kostbaren Flüssigkeit, die ihren Marschall bewahrt hätte vor der stinkenden Auflösung bei lebendigem Leibe. Dieses ist die tragisch-ironische Schluss-Situation: der Doktor, erschlagen; das Medikament, zertreten — und in seinem Palais wartet der Diktator, der Führer zitternd auf die ersehnte Hilfe. Das Volk indessen — das missleitete, durch schlaue Lügen-Propaganda in den Irrsinn getriebene — gröhlt: „Es lebe der Marschall!“

Dieses lehrreich-erregende Schauspiel zeigt uns nicht nur, dass der Fascismus die Nation, über die er kommt, wie eine Pestseuche schädigt und fast zerstört; sondern auch, dass es meistens nicht mehr in der Macht der Diktatoren liegt, dem grassierenden Übel Einhalt zu gebieten, wenn der Augenblick gekommen ist, der sie selbst gefährdet.

Der achtzigjährige Masaryk schaut zurück und lächelt und findet, alles war ziemlich gut. Der junge Marschall konstatiert mit Entsetzen auf seiner Brust die marmorne kleine Verhärtung; man tötet den, der ihm helfen könnte — und nun weiss er, sein Tod wird grauenvoll sein, und sein Andenken verflucht, und die Seuche, die mit seinem Regiment zusammen aufgetreten ist, wird noch lange weiter wüten in dem unglücklichen Land, dessen Namen der Schriftsteller Karel Čapek verschweigt.

Fünfzehn gefallene Genossen von L. Detsinyi

Fünfzehn Tote liegen neben der Ambulanz.
In einer Reihe brüderlich beieinander.
Der Wind pfeift herüber vom Rio Jarama,
Und spielt mit den Haaren der gefallenen Genossen.
Vor dem Haus halten quietschend die Krankenautos.
Huiii... pfeifen die Kugeln und Granaten krepieren.
Aber die Fünfzehn liegen starr mit geballten Händen.
Und scheinen von weit, weit her zu lauschen...
Ist ihre Seele nach Hause gegangen?
Nach den weiten Feldern von Argentinien,
Nach den Bergen des Aargau's —
Zu den Fabriken von Lodz, von Gent —
Oder den lachenden Dörfern am Zuidersee?
Auch Spanier sind hier, und Alle schweigen.
Manchmal springt ein junger Soldat
Aus der Kolonne.
Geht zu den Toten und schaut ihnen still ins Gesicht.
Dann hebt er grüssend die Faust.
Steigt weiter bergauf zur Front.
Sein krachend Gewehr
Ist das Abschiedswort der fünfzehn gefallenen Brüder.